



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Die Haselnuß : ein Leipziger Märchen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Landstraße in den metertiefen Schnee wie in ein weiches Federbett. Die aufgerissene Hülle breitet sich auf der weißen Fläche aus, ihr oberer Teil über eine hohe Plankeneinfriedigung, deren Berührung wir also glücklich vermieden haben.

Drei Uhr zwanzig Minuten waren wir, drei Kilometer vom Nordwestende Dresdens, dem Wilden Mann, nach reichlich acht Stunden „sehr glatt“ gelandet, nur 140 Kilometer Luftlinie von Bitterfeld entfernt.

Schon eine halbe Stunde später waren Hülle und Korb kunstgerecht verpackt und samt uns selbst auf einem Schlitten verladen. Besser hätten wir aber auch nicht treffen können: vor anderthalb Jahren im Sommer war fast an der gleichen Stelle ein Ballon niedergegangen, und dieselben freundlichen Landleute, die damals Hilfe geleistet hatten, waren auch heute an dem schönen Wintersonntagnachmittag schnell und willig zur Hand. Nach einer köstlichen Schlittensfahrt von zwanzig Minuten durch schneeglitzernden Wald und staunende Großstadtspaziergänger war die innere Stadt erreicht, und unser Ballondoktor konnte noch an demselben Abend seine Krankenbesuche wieder aufnehmen.



Die Haselnuß

Ein Leipziger Märchen von Julius K. Haarhaus



er 19. Oktober des Jahres 1813 ging zu Ende. In den Straßen Leipzigs, wo sich noch vor wenigen Stunden die Truppen des geschlagenen Kaisers in wirrer Flucht vor den von Norden und von Osten heranstürmenden Alliierten gedrängt hatten, bewegten sich jetzt in buntem Durcheinander Russen und Preußen, Österreicher und Schweden, Sachsen und Polen, während die geängstigten Einwohner in der Tür ihrer Häuser erschienen und staunenden Auges das seltsame Völkergemisch betrachteten, das sich ihre Stadt zum Schauplatz des gewaltigsten kriegerischen Dramas der Weltgeschichte auserwählt hatte. Auf dem vom Regen der letzten Tage und Nächte noch feuchten Pflaster lagen zwischen umgestürzten Bagagewagen, geworfenen Uniformstücken und Waffen Tote und Sterbende; hier wimmerten, von einer Blutlache umgeben, Verwundete, dort saßen, eng aneinander gedrückt, kriegsgefangne Franzosen, starren in stummer Verzweiflung vor sich hin oder rauchten resigniert ihre schmutzigen Stummelpfeifen. Mitten durch das Gemühl suchten sich Patrouillen und Ordnanzten ihren Weg, Adjutanten sprengten vorbei, Feldschere und Lazarettgehilfen bemühten sich um die Elendesten der Elenden, bis unter klingendem Spiel wieder neue Abteilungen der siegreichen Truppen einrückten und die durcheinander wogenden Menschenmassen an die Häuser und in die Höfe zurückdrängten.

In stiller Verzweiflung legten sich die Bürger der Stadt die Frage vor, woher sie die Nahrungsmittel nehmen sollten, die die Tausende und Abertausende, ermüdet und ausgehungert von den Strapazen langer Eilmärsche und einer mehrtägigen Schlacht, gebieterisch forderten. Aber dennoch fühlten sich alle von einer

schweren Last und einem bösen Banne erlöst, denn der Donner der Geschütze war endlich verstummt, und das Geknatter des Gewehrfeuers, das der Wind von der Frankfurter Straße herübertrug, klang allmählich schwächer und in immer weiterer Ferne. Das furchtbare Unwetter war vorüber, der Arm, der die Geißel über den Völkern Europas geschwungen hatte, war gebrochen!

Siehst du, Alte, so hat es kommen müssen! Ich hab's ja immer gesagt: Ein Kerl, der unsereinem nichts zukommen läßt und sich selbst halbiert, der schneidet sich eines Tages in den Hals, daß er daran zugrunde geht. Nun hat er's! Weiß Gott, ich hab von den Verbündeten nicht viel gehalten und von den Preußen am allerwenigsten, aber daß sie ihn so wacker eingeseift haben, das freut mich doch. Und wenn der alte Blücher jetzt käm und ließ sich von mir rasieren — nicht einen Pfennig tät ich von ihm nehmen!

Der Mann, der mit diesen Worten der wackern Ehegattin gegenüber seinen Gefühlen Luft machte, war der alte Immanuel Gerlach, seines Zeichens Barbier und wohnhaft in einem der alten grauen Häuser am Neustirchhof. Er war keineswegs mit Glücksgütern gesegnet, denn seine Kundschaft bestand in der Hauptsache aus kleinen Leuten. Wenn er aber, was ab und zu geschah, wirklich einmal zu einem Vornehmen gerufen wurde, so redete dieser kein Wort mit ihm, sagte auch nicht, Meister Gerlach solle am nächsten Morgen wieder kommen, und empfahl ihn noch weniger seinen Bekannten. Aber das geschah nicht etwa, weil der vornehme Herr mit Gerlachs Arbeit nicht zufrieden gewesen wäre, sondern nur, weil er den Mund nicht mehr aufthun konnte, denn die reichen Leute durfte der brave Alte immer erst unter sein Messer nehmen, wenn sie sich zu der Spazierfahrt nach dem Johannisfriedhofe bereit machten. Und weil also Meister Immanuel wegen dieser Tätigkeit gleichsam in der Mitte zwischen Arzt und Leichenfrau stand und überdies als gelehrter Barbier und Bader über einen wenn auch bescheidenen Schatz chirurgischer Kenntnisse verfügte, so war er, einem innern Antriebe folgend, auch an diesem Tage mit einem Päckchen Verbandzeug, Schröpfpfopf und Schnepfer auf das Schlachtfeld hinausgezogen und hatte, soweit es in seinen schwachen Kräften stand, sein Scherflein zur Linderung des ungeheuern Elends beizutragen gesucht. Dann hatte er noch einen Gang durch die Stadt gemacht und bei dieser Gelegenheit seine Frau abgeholt, die seit dem frühen Morgen in dem im Place de repos errichteten Spital als Aufwärterin und Wäscherin tätig gewesen war.

Langsam und auf jedem Treppenabsatz ein paar Augenblicke ausruhend, stiegen die alten Leutchen jetzt zu ihrer im vierten Stock gelegnen Wohnung hinauf.

Ach, die Treppen! die Treppen! seufzte die Frau, nach so einem Tage kommen sie einem doppelt so steil vor.

Zammre nicht, Alte! erwiderte der Mann, je höher wir wohnen, desto näher sind wir beim Himmel, wenn uns der liebe Gott einmal abrufft. Und dann haben die vier Treppen auch jetzt schon ihr Gutes. Wir bleiben mit Einquartierung verschont. Gib acht, der Schneider im dritten Stock kriegt mindestens drei Mann, und wer weiß, wie lange er sie behalten muß!

Sie waren in der lustigen Höhe angekommen und betraten das ziemlich geräumige aber niedrige Gemach, das ihnen zugleich als Wohnzimmer, Schlafkammer und Küche diente. Gerlach blieb mitten in der Stube stehen und schnupperte.

Riechst du nichts, Alte? fragte er.

Die Frau, die sich vor dem kleinen eisernen Ofen mit dem urnenförmigen tönernen Aufsatz niedergelauert hatte und mit dem Feuerhaken in dem letzten Neste der glühenden Asche herumstocherte, hielt in ihrer Arbeit inne und schnupperte ebenfalls.

Ich rieche nichts als die Äpfel auf dem Schrank, erwiderte sie.

Nein, sagte er, es ist noch was andres. Ich dünkte, es röche nach feuchten Kleidern.

Dann find's deine eignen, Immanuel. Ein Wunder wärs auch nicht. Du bist den ganzen Tag draußen in der nassen Herbstluft gewesen.

Es riecht auch nach Branntwein, Auguste, fuhr der Alte unbeirrt fort. Es muß jemand hier gewesen sein.

Wirft wohl selbst welchen getrunken haben. Bist mir ein schöner Samariter! Säuffst den armen Kerlen, die sich nicht mehr wehren können, die Feldflaschen aus! Schäm dich, Immanuel!

Wie du nur redest, Alte. Hab meiner Tage mehr Blut fließen sehen als mancher Fleischer, aber was zu viel ist, ist zu viel. Heut ist mir der Durst vergangen. Gott verzeih mir die Sünde, aber heut hab ich mich doch gefragt: Wie verträgt sich das Elend mit der himmlischen Gerechtigkeit und Güte? Kerle, die noch kein Barthaar an der Lippe hatten, lagen da und preßten beide Hände vor den Bauch, damit ihnen die Därme nicht herausfielen. Wer das begreifen soll, der muß einen Verstand haben, so groß wie der Leipziger Marktplatz!

Er schüttelte den Kopf, ließ sich auf dem Rande des breiten Ehebettes nieder und vertauschte die schmutzigen Stiefel mit einem Paar ausgetretener Filzschuhe. Inzwischen hatte seine Frau die Glut im Ofen wieder angefacht und einen Topf mit Linsen, den sie aus dem Spital mitgebracht hatte, in die Röhre gestellt. Jetzt zündete Gerlach ein Talglicht an, hängte seinen Rock zum Trocknen neben den Ofen und machte es sich auf dem alten Ledersofa bequem. Als die Linsen warm waren, stellte die Frau den Topf auf den Tisch, setzte sich ihrem Manne gegenüber, und beide genossen mit gutem Appetit das lärgliche Nachtmahl. Immanuel, der den ganzen Tag nichts andres als einen Apfel zu sich genommen hatte, machte Miene, den Topf vollständig leer zu löffeln, aber die Gattin entzog ihm ihn und brachte den Rest des Gerichts, der das Frühstück für den nächsten Morgen abgeben sollte, in Sicherheit. Dann löschte sie aus Sparsamkeitsgründen das Licht aus und ließ sich in der andern Sofaecke nieder, um vor dem Schlafengehn noch ein halbes Stündchen mit ihrem Manne zu verplaudern.

Sie hatten schon eine Weile so gegessen, da hielt Auguste plötzlich mitten im Sprechen inne und faßte Immanuel's Arm.

Was war das? fragte sie.

Was denn, Alte?

Haßt du nicht gehört? Mir war, als hätte sich hier in der Stube etwas bewegt.

Du träumst wohl schon, Alte! Das war unter uns. Der Schneider rückt seine Möbel. Er wird wohl Einquartierung bekommen haben.

Beide lauschten noch eine Weile mit angehaltenem Atem, da aber alles still blieb, fuhren sie in ihrer Unterhaltung fort. Als sie aber eine halbe Stunde später unter dem mächtigen Deckbett lagen, erklärte Auguste: Jetzt hat sichs wieder geregelt. Und vorhin auch, das laß ich mir nicht ausreden.

Da meinte der Alte: Bei dir regt sichs im Kopfe, Weib. Das macht die Aufregung den ganzen Tag, und gestern und vorgestern das ewige Geschietze. Kneif die Augen zu und schlaf!

Als gehorsame Gattin folgte Auguste dieser Weisung, und bald verriet ein regelmäßiges pfeifendes Schnarchen, daß sie sich über das rätselhafte Geräusch beruhigt hatte. Immanuel schob noch einmal das Deckbett zurück, hob ein wenig den Kopf, zog die muffige Luft so begierig in die Nase, als liege er in einem blühenden Rosengarten, und murmelte: Und es riecht doch nach Branntwein!

Dann schlief auch er, von der Müdigkeit überwältigt, so behaglich und fest ein, als seien die Ergebnisse der letzten Tage nur ein Trauerpiel gewesen, das man sich mit gemüthlichem Grufeln ansieht und auf dem Heimwege wieder vergißt.

Am andern Morgen fuhr Mutter Gerlach zuerst aus den Federn, machte, während sich ihr Eheherr noch eine Weile im warmen Bette reckte und streckte, Feuer und holte den Topf mit den Linsen aus der Fensternische, die der Hausfrau als Speisekammer diente. Aber, o Schreck! Als die gute Alte genauer zusah, fand sie, daß der Topf leer war. Sie wandte sich nach dem Bette um, wo zwischen den hochgetürmten Kissen nur ein grauer Schopf sichtbar war, und sagte mit einer Betonung, in der zugleich Kummer, Vorwurf und Verachtung lagen:

Aber Immanuel!

Was gibst denn, Alte? Klang es vom Bette her zurück.

Na, tu nur nicht, als ob du von nichts wüßtest!

Was soll ich denn wissen?

Wo die Linsen geblieben sind.

Ich kann mirs schon denken.

Was kannst du dir denken?

Es wird sie jemand gegessen haben. Ich wars nicht, Auguste. Also wirst du wohl gewesen sein.

Nun hört aber doch alles auf! Daß du den Topf ausgeleckt hast, das ist schlimm. Und daß du abstreitest, das ist gemein. Aber daß du noch sagst, ich wars gewesen, siehst du, Immanuel, das ist ordinär. Sie sank auf das Sofa und schluchzte zum Erbarmen.

Alte, spiel keine Komödie, sagte er, während er den Kopf vorsichtig ein wenig aus den Kissen heraussteckte, ich hab's gestern Abend schon gemerkt. Jeden Löffel hast du mir in den Mund gezählt, und eh ich noch recht wußte, daß ich angefangen hatte, war der Topf wieder weg. Meinethalben hättest du die ganze Portion allein essen können. Ich bin nicht futterneidisch.

Ja! sagte sie und schlug dabei auf den Tisch, daß der leere Topf einen Lustsprung machte, daß ich dir die Löffel in den Mund gezählt habe, das ist wahr, und daß ich dir den Topf aus den Fingern gerückt habe, das ist auch wahr. Aber warum, Immanuel? Warum? Damit wir heute früh was zu schlucken hätten! Und da steht der alte Fresser mitten in der Nacht heimlich auf und macht sich über die Linsen, als wenn er sein Lebtag nicht satt gekriegt hätte. Ne so was!

Bist du nun fertig, Alte? Ich will mit dir nicht länger streiten, denn bei euch Weibern zieht man ja immer den kürzern. Und das letzte Wort müßt ihr ja doch haben. Die Linsen sind weg, daran läßt sich nichts ändern. Wer sie im Magen hat, der wird's schon wissen, und dran sterben wird er auch nicht. Nun red von was andern!

Damit warf er das Oberbett zurück, setzte sich aufrecht, gähnte ein paarmal herzhaft und schlüpfte in die Kleider, ohne der Gattin, die ihn unausgesezt mit mißtrauischen Blicken musterte, weiter Beachtung zu schenken. Dann langte er sich einen Apfel vom Schrank, steckte ihn als Proviant in die Tasche und packte sein Handwerkszeug zusammen.

Du willst schon wieder vors Thor und den Ehrstürgen ins Handwerk pfschen? fragte die Gattin.

Jetzt gleich nicht, aber später. Erst die Arbeit, dann das Vergnügen. Heute haben wir Mittwoch, da hab ich achtzehn Kunden zu balsieren, ohne die, die mich auf der Gasse anhalten. Und deren werden heut genug sein, denn seit die Schleckerei angefangen hat, laufen die Leute so vorstig herum wie die Schuhbürsten.

Er stülpte sich den Hut auf den Kopf, nahm sein Bündel unter den Arm und ging ohne Gruß von dannen. Ein paar Minuten später verließ auch die Frau die Wohnung, und beide Gatten sahen sich erst am späten Abend wieder.

Diesesmal brachte Mutter Gerlach einen Topf voll Erbsbrey mit Speck nach Hause. Als das Paar leidlich gesättigt war, stellte die Alte den Rest wieder in die Fensterische, löschte das Licht und plauderte mit ihrem Manne, bis die Stunde des Zubettgehens kam. Dann aber befestigte sie heimlich einen Bindfaden am Topf, nahm diesen, ohne daß ihr Eheherr etwas davon merkte, mit ins Bett und ließ ihn behutsam an der der Wand zugekehrten Seite auf den Boden hinab, wo sie ihn vor jedem unberechtigten Eingriff gesichert glaubte. Das Ende des Bindfadens schlang sie ein paarmal um ihre Hand und schloß mit dem angenehmen Bewußtsein ein, am andern Morgen nicht wieder mit nüchternem Magen an ihre Arbeit gehn zu müssen. Beim ersten Frühlicht haspelte sie dann triumphierend ihren Schatz empor, und siehe da: der Topf war wieder leer!

Ihr Schmerz und Ärger waren zu groß, als daß sie sich hätten in Worten ausdrücken lassen können. Aber über die Wangen der guten Frau rannen unaufhaltsam die bittersten Tränen, und Immanuel, der fest davon überzeugt war, seine Auguste setze das Komödienspiel vom vergangenen Tage fort, wurde ernstlich zornig und warf mit Redensarten um sich, die keineswegs geeignet waren, den zwischen den Gatten klaffenden Abgrund zu überbrücken. Und als er dann ein paar Stunden später wieder auf dem Schlachtfelde umher irrte, schenkte er den dort stehen gebliebenen oder umgestürzten Brotwagen größere Aufmerksamkeit als den armen Verwundeten und hatte schließlich das Glück, in einem der schon von andrer Seite gründlich durchsuchten und ausgeplünderten Wagen noch ein Brot zu finden, das er unter seinen Rock knöpfte und unangefochten mit in sein Heim brachte. Auguste war, was er mit Genugthuung wahrnahm, noch nicht zu Hause, er konnte seinen Raub also unbemerkt unter dem Schranke verstecken. An diesem Abend sprach das Paar kein Wort miteinander, und die Frau verzichtete darauf, von dem Gerichte Bohnen, das sie zum Nachtmahle aufgetragen hatte, Ersparnisse zum Frühstück für den kommenden Tag zu machen.

Am nächsten Morgen, als sie sich erhoben und angekleidet hatten, sagte Meister Gerlach zu seiner Geliebten: Weib, gib ein Brotmesser her!

Wozu willst du ein Brotmesser? fragte sie erstaunt.

Um Brot zu schneiden! Wozu sonst? Denkst du vielleicht, ich wollte die Leute damit halbieren?

Dir ist alles zuzutrauen, erwiderte die Frau, die ihren Schmerz immer noch nicht verwunden hatte. Aber sie holte doch ein Messer aus dem Tischkasten und reichte es dem Manne hin.

Nun gib acht, wie man Brot schneidet, sagte er, du wirfst in diesen bösen Zeitläuften wohl verlernt haben.

Er bückte sich und fuhr suchend mit der Hand unter dem Schranke hin und her. Aber das Brot kam nicht zum Vorschein.

Mit einem Gesichtsausdruck, der nicht gerade geistreich zu nennen war, schaute er seine Frau an.

Alte, weiß Gott, ich glaub, ich hab dir doch unrecht getan — gestern und vorgestern. Das Brot ist auch zum Teufel. Hier, an dieser Stelle hatte ichs gestern Abend unter den Schrank gesteckt, und nun ist's weg. Du kannst nichts davon gewußt haben, sonst würd ich denken, du hättest dich die Nacht dran vergriffen. Aber das ist ja nicht möglich — es muß rein verhext sein.

Immanuel, erwiderte die Gattin, weißt du, was ich glaube? Es kommt des Nachts einer in die Stube und räumt aus. Wir sollten die Thür abschließen.

Nicht nur des Abends, wenn wir uns zu Bett legen, sondern auch früh, wenn wir weggehn. Man kann sich auf die Menschen nicht mehr verlassen, und der lahmen Möllern nebenan traue ich schon lange nicht über den Weg.

Daß das Haus, worin sie nun schon mehr als dreißig Jahre wohnten, nun plötzlich eine Räuberhöhle geworden sein sollte, wollte dem braven Meister nicht recht in den Sinn, er mußte sich jedoch der höhern Einsicht Augustens fügen und nahm sich vor, von jetzt an die Stube nie mehr unverschlossen zu lassen.

In der nächsten Nacht lag Gerlach schlaflos im Bette und zermarterte sich den Kopf mit dem Gedanken, wie der Dieb, der das Brot geholt hatte, wohl von dem Versteck unter dem Schranke habe Kenntniß erhalten können. Da stieß ihn seine Frau plötzlich in die Seite.

Schnarch nicht so, Immanuel! sagte sie, ich kann ja kein Auge zutun.

Unsinn, Alte, du schnarchst ja selber, erwiderte er. Ich habe dir schon eine volle Stunde zugehört. Wirst wohl von deinem eignen Geschnarch wach geworden sein.

Auguste knurrte etwas unverständliches und legte sich auf die andre Seite. Nach einer Weile sagte Immanuel: Merkst du nun, daß du selber bist?

Ich bins doch nicht, Immanuel, antwortete die Frau. Du warst es wieder, und ich wollte dich gerade wieder wecken.

Still, Weib! Du bist doch jetzt wach und ich auch, aber da schnarcht doch immer noch jemand.

Sie saßen beide aufrecht im Bett und lauschten. Und in der That vernahmen sie in ihrer nächsten Nähe so vollkommen regelmäßige und langgezogene Schnarchtöne, wie sie nur aus der Verbindung von einem guten Gewissen mit einem zu niedrig gebetteten Kopf bei halbgeöffnetem Munde und flacher Rückenlage hervorzugehen pflegen.

Den beiden im Bette trat der kalte Schweiß auf die Stirn.

Es ist einer in der Stube, flüsterte Auguste mit bebenden Lippen und klappernden Zähnen.

Das merk ich selbst, Alte. Steh auf und mach Licht!

Nicht um alles in der Welt. Tu's selber, wenn du Courage hast. Sie legte sich nieder und zog das Deckbett über den Kopf.

Marsch aus dem Bett, Alte!

Ich bin nur ein schwaches Weib, Immanuel. Was soll ich denn dabei tun? Laß mich doch, wo ich bin. Wenn ich nun einmal sterben soll, so will ich wenigstens im Bette sterben.

Mit einem gedämpften Fluch sprang der Alte aus den Federn, steckte einen Fidißus in die rote Glut des Ofens und zündete das Talglicht an. Dann fuhr er in Hosen und Stiefel, nahm ein Rasiermesser zur Hand und schaute unter das Bett.

Weiß Gott, da liegt einer! sagte er. Der Kerl schläft wie ein Murmeltier.

Liebster Immanuel, wenn er nun wach wird und uns ermordet?

Unsinn! Wir müssen ihn unschädlich machen, solange er noch schläft. Komm einmal her! Wenn du dich dort an das Fußende stellst, kannst du ihn bei den Beinen fassen und unter dem Bette vorziehen.

Gott soll mich behüten, daß ich den Kerl anfasse! stöhnte die geängstigte Frau.

Wenn du nicht willst — auch gut! Dann lege ich mich wieder ins Bett, erklärte Meister Gerlach mit großer Bestimmtheit. Aber dann mache mir keine Vorwürfe, wenn uns die Nachbarn morgen als Leichen finden.

Gib mir wenigstens den Unterrock, Immanuel. Ich schäme mich ja zu Tode.

Er warf ihr das Kleidungsstück zu und stellte, während sie hineinschlüpfte, das Licht auf den Fußboden.

Bist du soweit, Auguste? fragte er. Dann wollen wir den Kerl gefangen nehmen. Du ziehst ihn an den Beinen hervor, und dann wecken wir ihn. Wenn er sich muckt, schneid ich ihm ohne viele Komplimente den Hals ab.

Ach, liebster Immanuel! Daß wir das noch erleben müssen!

Geul nicht, Weib! Pack zu! Hast du ihn?

Er hat hohe Stiefel an und weiße Lederhosen. Ich glaub, es ist ein Franzose.

Vorwärts, vorwärts, nicht lang gefackelt!

Die gute Frau nahm ihre ganze Kraft zusammen und zog den unheimlichen Gast aus seinem Versteck hervor. Der Schläfer erwachte und versuchte sich aufzurichten. Aber Meister Gerlach drückte ihn nieder, setzte ihm ein Knie auf die Brust und suchte mit dem blanken Messer vor seinem Gesicht herum.

Was will Er mit dem Messer? fragte der Fremde mit bewundernswürdiger Ruhe.

Nichts für ungut, Herr General, erwiderte der Alte verblüfft, nichts für ungut! Ich wollte Sie nur den Bart abnehmen. Sie sehen aus, als hätten Sie sich eine volle Woche nicht rasieren lassen.

Wo ist der Kaiser? fragte der Fremde wieder.

Ja, lieber Herr, das kann ich Sie wirklich nicht sagen. Ich vermute, auf der Reise nach Frankreich. Aber nehmen Sie mir nicht übel, wie kommen Sie hier unter das Bett, Herr General? Sie sind doch ein Franzose, nicht wahr?

Allerdings, guter Mann. Ich will Ihn alles sagen, aber laß Er mich wenigstens erst aufstehn. Seine Dielen sind nicht gepolstert, und da wird Er be-greifen, daß mir alle Knochen wehtun.

Sie werden uns doch nicht etwa ermorden wollen, Herr General? fragte Immanuel treuherzig.

Ermorden? Wofür hält Er mich, Mann?

Nun sehen Sie, ich hab's ja gleich gesagt, aber hier meine Frau, die ist so ein Angsthase. Entschuldigen Sie nur!

Er half dem Fremden auf die Füße und führte ihn zum Sofa.

Nun nehmen Sie gütigst Platz. So! Sitzen Sie auch bequem? Also ein Franzose! Hören Sie, für einen Franzosen sprechen Sie aber sehr gut deutsch.

Ich bin Elsässer, guter Freund. Also der Kaiser ist nicht wieder zurück-gekehrt?

Bis jetzt noch nicht. Und ich glaub auch nicht, daß er wiederkommt. Er ist eben geschlagen. Leider Gottes! setzte er hinzu, als er sah, wie sich die Miene des Fremden verfinsterten. Und zu seiner Gattin gewandt, sagte er: Auguste, mach Kaffee. Der Herr General wird sicher Durst haben.

Sie müssen aber mit schwarzem vorlieb nehmen, bemerkte die Frau, während sie ihre Toilette vervollständigte, Sahne haben wir nicht und Zucker auch nicht.

Der Herr General wird es uns nicht übel nehmen, meinte der Alte, er weiß ja selbst, wie's in Kriegszeiten zugeht. Da muß man eben auf manches verzichten. Aber, daß Sie sich die vier Treppen heraufbemüht und uns mit Ihrem Besuch beehrt haben, das ist wirklich zu freundlich von Ihnen. Zu viel Ehre für so ein-fache Leute, wie wir sind!

Über die Züge des Fremden glitt ein Lächeln.

Weshalb nennt Er mich „General“, guter Mann? Sieht Er denn nicht, daß ich eine Korporalsuniform trage? Er knöpfte den blauen Rock mit den roten Epauletts auf und strich die weiße Weste glatt, die sich in Falten gelegt hatte.

Die Uniform machts nicht, sagte Immanuel, nun ebenfalls lächelnd, man sieht doch, wen man vor sich hat. Wenn der Herr General Korporalsuniform angelegt haben, so wird er schon seine Gründe dafür gehabt haben.

Hör Er, Mann, fragte der Fremde nach einer Pause, bin ich bei ihm sicher?

Von mir und meiner Frau haben Sie nichts zu fürchten.

Daran zweifle ich nicht. Ich meine nur, ob Er mich noch eine Weile im Quartier behalten kann, ohne daß man mich bei Ihm entdeckt?

Weshalb nicht, Herr General? Wir schließen die Stube ab, dann kann niemand herein. Aber wir können Sie wenig Bequemlichkeit bieten. Wenn Sie auf dem Sofa schlafen wollen und mit dem Essen zufrieden sind, das meine Frau aus dem Spital mitbringt —

Genügt mir durchaus. Es handelt sich ja auch nur um ein paar Tage. Daß ich jetzt nicht weg kann, jetzt, wo die ganze Stadt voll Allirte ist, wird Er einsehen. Sie würden mich gleich gefangen nehmen. Und das darf nicht sein. Ich will mich zur Armee durchschlagen, ich muß zum Kaiser!

Kann ich mir vorstellen, sagte der Alte, was könnte ihm auch jetzt ein General nützen, der in Leipzig am Neukirchhof bei Gerlachs auf dem Sofa säße! Aber hören Sie mal — Sie nehmen mir wohl die Frage nicht übel! — weshalb haben Sie sich denn von Ihrem Kaiser getrennt?

Guter Freund, erwiderte der Fremde, es ist eine lange Geschichte. Meinetwegen will ich sie Ihm erzählen, aber will Er nicht lieber wieder zu Bett gehn? Er ist doch gewiß müde und Seine Frau nicht minder.

Nein nein, Herr General, auf den Schreck würden wir doch nicht mehr schlafen können. Denn ein Schreck wars schließlich doch — wenn auch ein freudiger.

Die Frau hatte inzwischen Kaffee gekocht und stellte die zimmerne Kanne und eine Tasse mit der Aufschrift „Dem Silberbräutigam“ vor den Fremden hin, der sich nicht lange nötigen ließ und dem braunen Trank wacker zusprach. Immanuel beobachtete mit stiller Genugtuung, wie es seinem Gast schmeckte, und meinte, als dieser den Kaffee rühmte: Ja, lieber Herr, so ein Schälchen Marokko hilft einem wieder auf die Beine!

Die beiden alten Leute setzten sich auf das Bett, während sich der Fremde auf dem Sofa ausstreckte und seine Erzählung begann:

Am 14. Oktober hatte mein Bataillon den Kaiser von Düben hierher zu begleiten. Wir wußten, daß uns eine große, entscheidende Bataille bevorstünde, und suchten in den Mienen des Kaisers Aufklärung über unsre nächste Zukunft. Wir hatten von den unglücklichen Affären bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Dennewitz und bei Kulm gehört, aber wir wußten, daß es in der Hand des Kaisers lag, das Kriegsglück zurückzurufen und wieder dauernd an seine Fahnen zu ketten. Er brauchte ja nur ernstlich zu wollen; durch unsre Niederlagen mußten die Feinde in Sicherheit gewiegt worden sein und desto gewisser einem mit Entschlossenheit geführten Schlage erliegen. Der Kaiser schien völlig gefaßt, und ich sah, wie er einen der Adjutanten, der neben ihm ritt, am Ohr zupfte. Das war ein Zeichen, daß er guter Laune war.

Wir zogen in Leipzig ein und freuten uns schon auf bequeme Quartiere, da hieß es: Der Kaiser will draußen vor der Stadt Stellung nehmen. Wir marschierten also wieder hinaus. Und wo machten wir Halt? Bei einem Galgen, Leute, bei einem Galgen!

Man zündete auf dem Felde neben der Landstraße ein Feuer an und brachte für den Kaiser einen Tisch und einen Stuhl herbei. Er setzte sich und vertiefte sich in seine Landkarten. Um ihn her standen die Offiziere vom persönlichen Dienst

und der Marschall Berthier. Meine Korporalschaft stellte die Wache, ich selbst stand keine zehn Schritt hinter dem Stuhl des Kaisers. Bald danach langte euer König in seiner Reisekalesche an, begleitet von einem großen Gefolge und umgeben von seinen Kürassieren und Grenadieren. Der Kaiser erhob sich, begrüßte ihn kurz und beugte sich wieder über seine Landkarten. Ganze Kolonnen Verwundeter zogen vorbei, er beachtete sie nicht. Dann sprengten kurz nacheinander zwei Adjutanten heran. Der Kaiser empfing Briefe, riß sie auf, überflog den Inhalt und warf sie ins Feuer. Darauf stand er auf, stieß mit der Fußspitze Holzscheite in die Glut und nahm aus seiner goldnen Dose Priße auf Priße. Als die Dose leer war, roch er eine Weile daran und warf sie dann weg. Ein Kammerdiener, ein Mameluck, hob sie auf.

Jetzt sah man dem Kaiser an, daß er aufgeregt war. Er zog Papiere hervor, zerknitterte sie und ließ sie fallen. Dabei kollerte ein kleiner harter Gegenstand, der in des Kaisers Tasche gewesen sein mußte, dicht vor meinen Füßen hin. Als der Kaiser mir den Rücken wandte, bückte ich mich und steckte den Gegenstand zu mir. Und wißt ihr, was es war? Diese Haselnuß!

Der Erzähler griff in seine Westentasche und brachte eine Nuß von länglicher Form zum Vorschein.

Eine Nuß, sagte er, eine veritable Nuß. Aber es hat damit eine seltsame Bewandnis. Ich hatte von dieser Nuß, die der Kaiser seit Jahren schon immer als eine Art Talisman bei sich zu tragen pflegte, schon mancherlei gehört, hatte jedoch nie an die geheimnisvolle Kraft des unscheinbaren Dinges glauben wollen. Ach! Hätte ichs nur getan, es stünde jetzt besser um den Kaiser und um uns! Ein syrischer Derwisch, der von Napoleon bei seinem Abzug von St. Jean d'Acree pestkrank aufgefunden und im Lazarett auf seinen Befehl verpflegt worden war, hatte, um dem Retter seine Dankbarkeit zu bezeugen, ihm diese Nuß mit dem Bemerkten geschenkt, das Glück werde ihm hold sein, solange er sie bei sich trüge. Denn es wohne ihr die Kraft inne, zu bewirken, daß ihr Besitzer von allen Menschen für einen Meister in seinem Fache gehalten würde. Wer aber vom Glauben der Welt getragen werde, der habe auch die Macht, alles zu vollbringen, was man ihm zutraue.

Damals lächelte Napoleon im stillen über den Derwisch und sein sonderbares Geschenk, er nahm es jedoch an, um den Alten, der bei seinen Landsleuten für einen Heiligen und Wundertäter galt, nicht zu beleidigen. Dann kam nach so viel Enttäuschungen und Mißerfolgen der zweite Tag von Abukir, der wieder gut machte, was der erste, ein Jahr zuvor, verschuldet hatte. General Bonaparte trug an jenem Tage die Nuß noch bei sich — er hat sie seitdem immer in der Tasche gehabt.

Aber Moskau? warf Meister Verlach ein.

Ach Moskau! Das war kein Kampf gegen Menschen, antwortete der Fremde, das war ein Kampf mit den Elementen. Die glaubten nicht an sein Genie. Aber die Menschen wurden an ihm nicht irre, hätte er sonst, wenige Monate später, an der Spitze seiner Armee Europa aufs neue in Schrecken setzen können? Und ich bin schuld daran, daß sich das Glück von ihm abgewandt hat. Hätte ich ihm nur die Nuß zurückgegeben! Aber ich wollte der Welt beweisen, daß das Genie des Kaisers keines Talismans bedürfe.

Raum hatte ich die Nuß eingesteckt, da hörte ich, wie der Marschall Berthier seinem Adjutanten zuflüsterte: Geben Sie acht, diesmal tragen wir unsre Haut zum Markt. Der Kaiser ist verbraucht, er ist seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen. Und noch an demselben Abend sagte mir einer von meinen Leuten: Ich wundere mich nicht, wenn wir morgen geschlagen werden. Leute, die das Zeug zum Feld-

herrn haben wie du, bleiben in untergeordneten Stellungen. Wenn der Kaiser noch bei Verstande wäre, machte er dich heute noch zum General. Ich fuhr mit der Hand in die Tasche und griff nach der Ruß. Sie brannte mir zwischen den Fingern wie eine glühende Kohle. Hätte ich sie nur von mir geschleudert!

Dann kamen die entsetzlichen Tage der Schlacht. Mir war, als ob jedes feindliche Gewehr nur auf mich angeschlagen würde. Ergraute Offiziere fragten mich, was sie tun sollten, mich, der ich von der Kriegskunst so viel verstehe wie ein neugeborenes Kind! Ich erteilte ihnen Rat, so gut ichs vermochte, aber bei der allgemeinen Verwirrung dachte keiner daran, ihn zu befolgen. Ich fühlte, wie die Not der Unsern das schlummernde Feldherrgenie in mir weckte, aber nun wars zu spät, Mutlosigkeit und Insubordination waren schon zu tief eingegriffen, als daß ich das drohende Verderben noch hätte abwenden können. Als die große Retirade begann, rief mir mitten im Gedränge der Herzog von Bassano zu: General, weshalb haben Sie Korporalsuniform angelegt? Wie sollen Ihre Soldaten Sie erkennen? Ein Chasseur stieß mit dem Kolben nach mir und schrie: Seht den Löwen in der Felsenhaut! Er hätte uns retten können und glaubt dem Verderben zu entgehen, indem er seinen Rang verleugnet! Mich überläuft's noch, wenn ich an diese schrecklichen Stunden denke. Ich sollte für alles Unglück verantwortlich sein, und fast wäre ich unter der Last dieser Anklagen zusammengebrochen, denn ich wußte nur zu gut, daß sie berechtigt waren. Ich war meines Lebens nicht mehr sicher, und nicht viel fehlte, so hätten mich meine Kameraden niedergestoßen. Da gelang es mir, eine Seitengasse zu erreichen und unbemerkt in dieses Haus zu schlüpfen. Nun bin ich hier, wäre ich doch erst wieder bei meinem Bataillon!

Er hatte bis jetzt mit der Ruß gespielt und steckte sie nun wieder in die Westentasche. Gerlach blinzelte ihm zu und sagte: Die Ruß in Ehren! Aber daß Sie kein General sein sollen, das glaub ich nie und nimmer. Da mögen Sie sagen, was Sie wollen. Freilich, was ich sonst von hohen Offizieren gesehen habe, das ging so aufgetakelt wie die Gebtsdorfer Botenkese, aber daß die Uniform nicht den Feldherrn macht, das weiß ich so gut wie Sie. Nein nein, der alte Gerlach läßt sich nichts weismachen!

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Noch einmal die internationale Lage. Englands Absichten. Deutschland und Frankreich.)

Wir müssen noch einmal auf die Weltlage und die auswärtige Politik des Reichs zurückkommen. Schon vor acht Tagen wurde an dieser Stelle erwähnt, wie sehr sich jetzt die auswärtige Politik Spaniens im Schlepptau der englischen bewegt. Zu Beginn der vorigen Woche hat eine Zusammenkunft zwischen König Eduard und König Alfons in Cartagena stattgefunden. Eine Flottenparade, die das Selbstgefühl der Spanier nicht gerade angenehm berührt haben mag, und die bei solchen Begegnungen üblichen Bekundungen verwandtschaftlicher Herzlichkeit geben der Zusammenkunft das Gepräge.

Natürlich hat sich die Presse aller Länder mit diesem Ereignis viel beschäftigt. Das Urteil unsrer Presse konnte bei der bekannten, weit verbreiteten Richtung unsrer öffentlichen Meinung in der Hauptsache nur das erwartete sein. Wieder dieser